

k.

Leseprobe aus:

Susanne Falk

Schöne Tage in Weimar



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Prolog

Weimar, 1. Juli 1829

«Rietschel! Was zur Hölle zappeln Sie so herum?»

«Meister, ich bin ein wenig ... Ich suche nach einem ...»
Weiter kam er nicht, denn in diesem Augenblick öffnete sich vor ihnen die Eingangstür zum Haus am Frauenplan, und Rietschel und Professor Rauch wurden hereingebeten. Nachdem sie sich ihrer Garderobe entledigt hatten, führte man sie in einen kleinen Salon. Der Geheimrat erwartete sie bereits. Er stand an einem der Fenster, den rechten Unterarm auf den Sims gelehnt, und löste sich erst aus seiner betont aufrechten Haltung, als hinter Rauch und Rietschel die Tür wieder geschlossen wurde. Der Geheimrat schritt auf sie zu:

«Rauch! Welch eine Freude!»

«Die Freude ist ganz auf meiner Seite», erwiderte Rauch. Sie reichten einander die Hände.

«Wie war die Reise?»

«Danke der Nachfrage, es gab keinerlei Unannehmlichkeiten.»

«Wie geht es den Ihrigen? Was macht Ihr Fräulein Tochter?», erkundigte sich Goethe.

«Alle sind wohlauf, gottlob! Meine Tochter sendet die allerherzlichsten Grüße. Ich überbringe außerdem Grüße von

Humboldt. Er bat mich, sich Ihnen auf das verbindlichste zu empfehlen, und sendet durch mich einige Auszüge aus seinen Texten zur Entwicklung Schillers als Geistesmenschen.»

Darauf entspann sich ein etwa fünfzehnminütiges Gespräch über Humboldt und Schiller, die Geisteswissenschaften im Allgemeinen und die deutsche Philologie im Besonderen. Während dieser ganzen Zeit stand Rietschel stocksteif vor Ehrfurcht im Hintergrund und versuchte, über das Dröhnen seines Herzschlags hinweg kein Wort des großen Dichters zu verpassen. Er hätte, wäre ihm dies möglich gewesen, auch das Atmen eingestellt, um nur ja nicht die zwei Männer in ihrem Gespräch zu stören, aber leider kam ihm der Anflug einer Erkältung dazwischen. Rietschel nieste. Erst jetzt schien ihn Goethe zu bemerken.

«Und wie ich sehe, haben Sie Verstärkung mitgebracht», sagte der Dichter zu Rauch, den jungen Mann kurz mit dem Blick streifend, der in seiner Rocktasche verzweifelt nach einem Schnupftuch suchte, während es unaufhörlich aus seiner Nase rann. Wie beiläufig griff Goethe in seinen Rock, zog ein elegantes, mit Monogramm besticktes Tüchlein hervor und reichte es wortlos dem verblüfften Rietschel.

«Ich darf Ihnen meinen begabtesten Schüler und jungen Freund Ernst Rietschel vorstellen. Er wird mir bei der Statuette etwas zur Hand gehen», sagte Rauch. Sie hatten die kleine Gipsfigur Goethes, an der es galt, letzte Änderungen vorzunehmen, sauber verpackt mit nach Weimar gebracht.

«Ah ja», antwortete Goethe, und zu Rietschel gewandt: «Sie sollten es auch benutzen, junger Freund.»

«W... was?», stotterte dieser.

«Das Tuch, meine ich. Benutzen Sie es ruhig, es ist dafür gemacht!»

Amüsiert sah Goethe, wie sich Röte im Gesicht des jungen Mannes ausbreitete, bis sich dieser schließlich beherzt zu schnäuzen begann.

«Offenbar haben Sie sich erkältet. Ich lasse Ihnen einen Tee kommen.»

Goethe griff nach einer kleinen Glocke, die auf dem Kaminsims stand. Erstaunlicherweise öffnete sich schon beim ersten Läuten die Tür, und ein Diener trat ein. Er bemerkte, sichtlich tief befriedigt über seine eigene Voraussicht, dass man für die Herren bereits Tee im Urbino-Zimmer serviert habe.

«Wunderbar! Wollen wir dann?» Goethe ging Rauch und seinem Schüler voraus und ließ es sich nicht nehmen, sie selbst zu bedienen. Als alle drei begannen, eifrig in ihren Tassen zu rühren, eröffnete Goethe das Gespräch erneut:

«Verehrter Freund Rauch, ich habe Sie hierhergebeten, weil ich einige Änderungen an der von Ihnen so vortrefflich angefertigten Statuette meiner selbst wünsche und mir sicher bin, dass Ihnen diese leicht und ohne Mühe von der Hand gehen werden.»

Rauch nickte verständig.

«Sie wünschen sich ...?»

«... dünner», sagte Goethe. «Mein Hals ...»

«Ein vortrefflicher Hals!», wandte Rauch ein. «Staatsmännisch!»

«... scheint mir etwas zu ... Wie soll ich es ausdrücken?»

«Fett?», half Rietschel aus. Rauch blickte ihn an, als hätte er Goethe soeben seinen nackten Hintern gezeigt.

«Korpulent!», sagte Goethe amüsiert. «Ich denke, korpulent trifft es am ehesten. Und», fuhr er fort, «da wären noch die Augen.»

Rauch tat verblüfft. «Die Augen, mein werter Herr Geheimrat?»

«Ja, die Augen. Sie sind etwas zu ...» Goethe nahm einen Schluck Tee.

«Groß?», fragte Rauch.

«Nein, nein, die Proportionen sind es nicht, woran sich der Blick stört. Ich finde die Augen vielmehr zu ...» Goethe wedelte mit der rechten Hand in der Luft, gerade so, als ob er sich das passende Wort zufächeln wollte.

«Zu ...?», fragte Rauch.

«Zu ... zu ...» Goethe hatte die Teetasse abgestellt und ruderte nun mit beiden Händen in der Luft.

«Faltig?», warf Rietschel ein.

Rauchs Blicke bedeuteten ihm nun, dass er es zutiefst bereute, ihn mit nach Weimar genommen zu haben. Goethe selbst schaute für einen kurzen Moment des Erstaunens auf den jungen Mann zu seiner Rechten, dann aber begann er zu lachen.

«Richtig. Ich finde mich zu korpulent und zu faltig, mit anderen Worten zu fett und zu alt. Rauch, machen Sie das Beste daraus und befriedigen Sie die geckenhaften Wünsche eines eitlen Greises, der sich der Nachwelt gerne jünger und schlanker präsentieren möchte. Ich setze volles Vertrauen in Sie!»

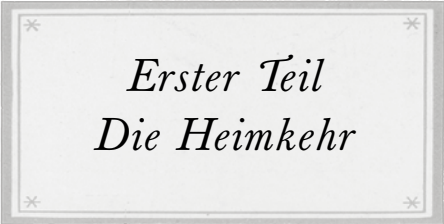
Die Änderungen an der Statuette nahmen den ganzen Nachmittag in Anspruch, während Goethe hinter Rauch und Rietschel unermüdlich auf und ab ging und dabei monologisierte. So hielt er den beiden Männern einen Vortrag zur Darstellung römischer Kaiser im 3. Jahrhundert nach Christus, äußerte sich lobend über die Qualitäten sächsischen Rindsleders,

deklamierte zwei Sonette von William Shakespeare, sprach über die heilende Wirkung von Wechselbädern bei nervösen Leiden und empfahl gleich mehrere angesehene und auch weniger angesehene Gasthäuser in München, wohin Rauch und Rietschel nach Beendigung der Arbeiten an der Statuette weiterzureisen gedachten. Goethe ließ von seinem Diener drei Gläser Sylvaner bringen und schloss den Nachmittag mit einem Trinkspruch auf die bayerische Seele, die gen Himmel zu fahren habe, so sie zuvor nicht der Teufel hole.

Am Abend saß man gemeinsam zu Tisch. Nach dem Mahl ließ sich Goethe auf Geheiß Rauchs, der das Ansehen seines Schülers – und damit wohl auch sein eigenes – in den Augen des Geheimrats etwas aufbessern wollte, Rietschels Entwürfe zum Fries «Einzug Christi in Jerusalem» vorzeigen. Goethe fand gegenüber dem immer noch eingeschüchterten Schüler Rauchs lobende Worte, und das Strahlen in Rietschels Augen sprach Bände, als Goethe ihm gönnerhaft die Hand auf die Schulter legte und ihm ein hoffnungsvolles Talent bescheinigte. Man trennte sich schließlich gegen halb elf in der Nacht, nicht ohne einander der innigsten Dankbarkeit und Verbundenheit versichert zu haben.

Als die Haustür hinter Rauch und Rietschel ins Schloss fiel, wandte sich der Meister seinem Schüler zu: «Das wäre also geschafft. Und das nächste Mal, Rietschel, wenn Sie den großen Goethe einen fetten und alten Mann schimpfen, lege ich Sie eigenhändig übers Knie.»

Noch während Rietschel darüber nachdachte, ob Rauchs Ankündigung wohl Taten folgen könnten, zwinkerte ihm dieser zu, legte seinen rechten Arm um Rietschels Schulter, und zusammen schritt man den schwachbeleuchteten Frauenplan hinab.



Erster Teil
Die Heimkehr

Vor Sizilien, Mai 1852

An Bord der Fähre nach Villa San Giovanni befanden sich neben der Mannschaft einige fahrende Händler, eine Gruppe sizilianischer Bauern sowie zwei Personen, die sich in Aussehen und Gebaren erheblich von allen anderen unterschieden. Während der eine seinen Blick aufs Meer richtete und hin und wieder begeisterte Ausrufe wie «Oh!» und «Herrlich!» hervorstieß, zog es der andere vor, sich still und zusammengekauert in einem verborgenen Winkel an Deck der Seekrankheit zu überlassen. Von Zeit zu Zeit wandte sich der Mann an der Reling zu seinem Reisegefährten um und rief: «Sie müssen das sehen, Professor! Kommen Sie, das dürfen Sie nicht verpassen!» Doch weil der andere darauf nicht zu hören schien, gab es der junge Enthusiast schließlich auf und überließ ihn sich selbst, während er versuchte, sich die langsam verblassenden Umriss von Messina ein letztes Mal einzuprägen. Als das Schiff direkten Kurs auf Villa San Giovanni aufnahm, wandte er sich ab und holte einen kleinen Beutel aus seiner Manteltasche. Mit größtem Appetit begann er, einige Arancini zu verspeisen.

Professor Rietschel, der noch immer im windgeschützten Verschlag hinter dem Steuerhaus kauerte, haderte unterdessen mit dem Schicksal. Sizilien, das stand fest, war kein

Erfolg gewesen. Weder hatte sich sein Gesundheitszustand merklich verbessert, noch hatte er aus Landschaft, Menschen oder Licht Inspiration schöpfen können. Genau genommen hatten ihn die vielen Eindrücke nur erschlagen, und obwohl er zu Beginn seines Sizilien-Aufenthaltes geglaubt hatte, so etwas wie Glück zu empfinden, hatte er sich doch nur einen kleinen Schritt vom Unglück entfernt. Er hatte sein Zuhause gegen das Paradies eingetauscht und fühlte sich nun, am Ende seiner Reise, sterbenskrank vor Sehnsucht nach dem, was er in Dresden zurückgelassen hatte.

Rietschel war noch keine sieben Tage auf Sizilien gewesen, als ihn bereits das bitterste Heimweh in den Fängen gehalten hatte, und er war sicher, es würde ihn erst wieder loslassen, wenn er die sächsische Staatsgrenze überschritte.

Sieben lange Monate hatte er den Geruch des Meeres in der Nase gehabt und hätte ihn doch bedenkenlos gegen den Duft im Haar seiner vier Kinder eingetauscht. Nein, Sizilien hatte seine Erwartungen in keiner Weise erfüllt, und weil Rietschel wusste, dass es ein Privileg war, bei seinem angeschlagenen Gesundheitszustand überhaupt eine derart kostspielige Reise zu unternehmen, fühlte er sich nicht nur heimwehkrank, sondern darüber hinaus undankbar, was seine Laune keineswegs verbesserte. Erst als sein Assistent Kietz im Vormonat auf Sizilien eingetroffen war und Briefe und Zeichnungen von Friederike und den Kindern aus Dresden mitbrachte, hatte sich Rietschels Stimmung kurzzeitig gehoben. Selten hatte er einen Tag so herbeigesehnt wie den seiner Abreise, trotz seiner Seekrankheit, die ihn auf Reisen stets heimsuchte, sobald er sich auch nur einen Fußbreit übers Meer bewegte, und die ihn in seiner Ansicht bestärkte, ein anständiger Sachse gehöre nicht aufs Wasser.

In etwa zwei Wochen würden sie in Meran eintreffen, wo ein längerer Aufenthalt geplant war. Rietschel hoffte, dass sie Dresden dann in sechs Wochen erreichen würden.

Kietz dagegen schien bester Stimmung zu sein. Soeben stopfte er sich das letzte der Arancini-Bällchen in den Mund, nachdem er vergeblich versucht hatte, Rietschel zum Essen derselben zu bewegen. Auch der Hinweis, ein gefüllter Magen helfe gegen die Seekrankheit, konnte seinen Meister nicht vom Verzehr überzeugen, und so trollte sich Kietz nach einiger Zeit wieder an die Reling und ließ sich vom Wind das Haar zerzausen.

Rietschel war erleichtert, als sie endlich am Hafen von Villa San Giovanni ankamen. Das flauere Gefühl im Magen verschwand. Nach kurzer Zeit hatte man eine Kutsche gefunden, die groß genug war, sie beide und ihr Gepäck bis zur Poststation zu bringen. Von dort sollte es noch am selben Tag in Richtung Neapel weitergehen. Als Rietschel den Türgriff des Wagens in der Hand hielt, drehte er sich zu Kietz um: «Kietz! Nun kommen Sie schon. Es geht ab in die Heimat. Auf nach Dresden!» Jetzt, wo er einmal unterwegs war, wollte er keine Minute mehr verlieren. Kietz aber schien eher in Richtung der Kutsche zu schleichen denn zu gehen.

«Was haben Sie?», fragte Rietschel.

«Ich ... weiß nicht. Mir ist ... auf einmal ... mir ist nicht gut.» Sagte es und übergab sich just neben die Stiefel seines Meisters. Diesem blieb nun nichts anderes übrig, als Kietz in den Wagen zu hieven, zwei Zimmer in einer Pension am Ort zu besorgen, seinen Zorn über Kietz und dessen Vorliebe für sizilianische Köstlichkeiten hinunterzuschlucken und den Verlauf der Vergiftung seines Assistenten abzuwarten, denn dieser war alles andere als reisefähig. So kamen sich der

Meister und sein Schüler bei ihrem unfreiwillig verlängerten Aufenthalt gedanklich näher, als sie es jemals geahnt hätten, denn beide sehnten sich nunmehr mit ganzer Kraft nach nichts anderem als einem unverstellten Blick auf die Elbe und dem Verzehr unverdorbener Lausitzer Plinsen.

2

Dresden

«Hermann, gib das sofort wieder her!»

«Nein!», kreischte das Kind und rannte mit seiner Beute, so schnell es seine Beine trugen, ins Kinderzimmer.

«Hermann, zum letzten Mal: Gib das her!»

Friederike war nicht bereit, ein weiteres ihrer Porzellanpferdchen, Erbstücke ihrer Großmutter, zu opfern. Das letzte hatte bereits den Schweif und seinen linken Vorderhuf eingebüßt, und sie würde den Kindern ganz sicher kein weiteres Tier überlassen, das sie dann in Einzelteilen wieder zurückbekam – wenn sie es denn zurückbekam.

«Hermann! Raus da!» Der Kleine hatte sich mitsamt dem Pferdchen unter dem Bett verschanz und war weder durch Drohungen noch Versprechungen hervorzulocken. Friederike bereitete dem Spiel ein Ende, indem sie das Bettchen von der Wand rückte, um so an den sich windenden und brüllenden Hermann samt Haflingergaul heranzukommen. Als ihr dies endlich gelungen war, begann Hermann nach ihr zu treten. Schnell begriff er die Aussichtslosigkeit seiner Lage und schleuderte das Porzellanpferdchen mit der ganzen Kraft seiner vier Jahre auf die Holzdielen, wo es zerbarst.

«HERMANN!», brüllte Friederike, und vor einem Meer

aus weißen Porzellansplintern begannen beide, Hermann und seine neue Stiefmutter, gleichzeitig zu weinen.

«Warum hast du das gemacht?», schrie Friederike. Doch Hermann brachte vor lauter Schluchzen kein Wort heraus. Er stand, durch seine eigene Tat vollkommen erschüttert, stocksteif da und heulte ohne Unterlass. Friederike sank erschöpft neben dem Jungen auf den Dielenboden und überließ sich ihrem Weinkrampf, vor Wut über den Verlust des Pferdchens und vor Erschöpfung angesichts ihrer neuen Mutterrolle, der sie sich in diesem Augenblick so gar nicht gewachsen fühlte. Erst als Hermann trostsuchend seine Arme um ihren Hals schlang und seine Triefnase an ihrem Kleid abwischte, löste sie sich aus ihrer Haltung und drückte das immer noch schluchzende Kind an sich. Einige Minuten lang verharrten sie so, bis Friederike den Jungen schließlich auf ihren Schoß zog.

«Tut mir leid, Rikemama», flüsterte Hermann.

«Ist schon gut», erwiderte sie. «Wozu brauchtest du das Pferdchen denn überhaupt?»

«Baldewein», antwortete Hermann. «Er hat kein Pferd mehr. Ist kaputtgegangen.» Hermanns Blick wanderte zu der steinernen Ritterburg, die sein Vater für die Kinder angefertigt hatte. An den Zinnen des Turmes hing, den Kopf schon halb über dem Burggraben, der glücklose Ritter Baldewein, der nicht nur sein Pferd, sondern auch die Hälfte seines rechten Arms und seine Nase verloren hatte.

«Ach so», sagte Rike, und einen Augenblick später fügte sie hinzu: «Komm, wir gehen in die Küche. Ich habe eine Idee.» Sie nahm das Kind bei der Hand, und gemeinsam gingen sie die Treppe zur Küche hinunter. Dort angekommen, setzte sie Hermann auf den großen Tisch.

«Was machst du jetzt?», wollte er wissen.

«Zuerst putzen wir dir die Nase, und dann backen wir uns ein Pferd. So, hier hineinschnäuzen bitte!» Sie hielt ihm ein Tuch hin, und Hermann tat, wie ihm geheißen.

«Wir backen ein Pferd?», fragte er.

«Ganz genau, wir backen ein Pferd!»

Als Johanna, das Hausmädchen der Rietschels, etwa eine Stunde später vom Markt nach Hause kam, fand sie Friederike und die Kinder bestens gelaunt in einer vollkommen verwüsteten Küche vor, wie sie gerade dabei waren, die nächste Ladung Teig zu kneten. Auf dem Küchentisch aber stand, fein säuberlich aufgereiht, eine Herde von nicht weniger als achteinhalb Pferden aus Brotteig. Ein Pferd war in der Schlacht gefallen, die sofort unter dem Küchentisch getobt hatte, und von Ritter Hermann augenblicklich zur Hälfte verspeist worden.

3

Villa San Giovanni

Wenn man den Kopf am äußersten rechten Rand des Fensters gegen die Scheibe drückte, konnte man von ihren Zimmern in der Pensione Tucci bis zum Hafen von Villa San Giovanni sehen. Rietschel erspähte sogar ein kleines Stück Meeresblau auf die Entfernung, und da Kietz, wie jeden Nachmittag seit sechs Tagen, den Schlaf der Gerechten schlief und er ihn nicht unnötig stören wollte, griff er sich kurz entschlossen das Futteral mit seinen Zeichenutensilien sowie eine Mappe mit Papier und machte sich auf in Richtung Hafen.

Kaum hatte er die muffigen Zimmer der Pension verlas-

sen, fühlte er sich besser. Das Warten auf Kietz' Genesung zehrte an seinen Nerven, obgleich er seinem Schüler mit väterlicher Sorge kaum eine Stunde von der Seite wich. Er hatte ihn über alle Maßen gern und war, trotz der momentan misslichen Lage, recht froh, dass der junge Mann auf Sizilien zu ihm gestoßen war und ihn nun auch auf der langen Heimreise begleiten würde. Dennoch gab es Augenblicke, in denen ihm die Enge der zwei kleinen Zimmer, die ihnen die Pensionswirtin angewiesen hatte, und die ständige Nähe eines anderen Menschen zu viel wurden. Sein Schritt an der frischen Luft und bei strahlender Junisonne wurde daher immer beschwingter, je weiter er sich von der Unterkunft entfernte. Als er am Hafen ankam, lag dieser in der Mittagshitze beinahe menschenleer vor ihm. Er schaute sich nach einem schattigen Platz um. Schließlich schnappte er sich eine der leeren Holzkisten, auf denen die Fischer allmorgendlich ihren Fang zum Verkauf anboten, stellte sie dicht an die Hausmauer eines Kontors, dessen Dachvorsprung ein wenig Schatten bot, setzte sich darauf, breitete sein Werkzeug aus und begann, einen Crayon zu spitzen.

Von seinem Platz aus hatte er einen guten Blick auf die Bucht, und diese wollte er gerade auf einem Bogen Zeichenpapier skizzieren, als ein kleiner Junge, kaum älter als vier oder fünf Jahre, sich eng an der Hausmauer entlangdrückend, schüchtern näherkam.

Zunächst beachtete Rietschel das Kind nicht und widmete sich weiter seiner Zeichnung, aber nachdem der Junge nach guten zwanzig Minuten immer noch bei ihm ausharrte, nun kaum mehr zwei Meter entfernt, und weiterhin neugierig auf sein Bild spähte, gab er auf und bedeutete dem Jungen, näher zu kommen. Rietschel, der nach den vielen Monaten

auf Sizilien die Sprache einigermaßen beherrschte, fragte ihn nach seinem Namen.

«Mi chiamo Giacomo», antwortete der Junge. «E tu?»

«Sono Ernesto», sagte Rietschel. «Piacere.»

Die beiden gaben sich die Hand.

«Was zeichnest du da?», fragte Giacomo.

«Die Bucht», antwortete er.

«Aber die Bucht ist immer da», sagte der Kleine. «Warum zeichnest du nicht etwas anderes?»

«Etwas anderes?», fragte Rietschel amüsiert. «Was denn zum Beispiel?»

«Etwas, das nicht immer da ist», sagte Giacomo.

«So wie du?»

Giacomo schüttelte den Kopf. «Nein, ich bin doch auch immer da. Ich wohne ja hier. Gleich da drüben.» Er deutete auf ein schmales Haus, etwa hundert Meter von ihnen entfernt.

Doch Rietschel wollte ihm nicht zustimmen. «Nein, so wie du bist, bist du nur heute. Morgen bist du schon älter. Und größer. Also sollte ich dich jetzt zeichnen.»

Er bedeutete dem Kind, an der Wand gelehnt stehen zu bleiben, und begann mit schnellen Strichen ein Porträt. Währenddessen stand Giacomo wie angewurzelt und mit ernstem Gesichtsausdruck da. Nach etwa fünfzehn Minuten war Rietschel fertig und bat den Jungen zu sich.

«Schau, das bist du», sagte er.

Schweigend betrachtete der Junge die Zeichnung, dann hatte er eine Idee.

«Kannst du auch ein Bild von meiner Katze malen?»

Rietschel bejahte lachend, worauf Giacomo losrannte und nach wenigen Minuten mit einer rot getigerten Katze auf

dem Arm zurückkehrte, die sich bereitwillig von ihm durch die Nachmittagshitze tragen ließ. Er setzte sie zu Rietschels Füßen ab, der daraufhin tat wie gebeten und das Tier in wenigen Strichen einfieng. Giacomo war zufrieden.

«Darf ich das behalten?», fragte er.

Rietschel nickte. «Wenn ich das Bild von dir behalten darf ...»

«Ja», sagte der Junge, «aber ich hab das schönere Bild bekommen!» Dann lachte er, nahm die Katze auf den Arm und verschwand mit dem Tier und der Zeichnung in dem Haus, auf das er zuvor gedeutet hatte.

Rietschel sah ihm noch eine Zeit lang hinterher, dann senkte er den Blick auf die Porträtzeichnung und signierte sie. Auf den linken unteren Rand schrieb er in dünnen Buchstaben: *Giacomo, un nuovo amico, 2. Juni 1852.*

4

Meine geliebte Herzensbraut,

ja, so kann ich Dich nur immerfort nennen, denn das bist Du doch in meinen Augen, meine Braut. Was bin ich nur für ein schlechter Ehemann gewesen! Kaum drei Monate leben wir unter demselben Dach, schon lasse ich meine Rike allein. Aber ich will Dir sagen: Ich habe es bitterlich bereut. Oh ja, jede einzelne Minute sehne ich mich ärger nach Dir und den Kindern, es ist kaum mehr zu ertragen! Ach, könnte ich nur schon fort, fort zu Dir! Stattdessen sitze ich in Villa San Giovanni fest und verzehre mich nach Dir.

Kietz, die arme Seele, hat sich auf der Reise eine Vergiftung zugezogen und alles erbrochen, was je in seinen Leib gekommen ist. Es ist ein seltsamer Umstand dieser Reise, dass nun Dein Ernst zum Kranken-

pfleger sich berufen fühlen muss, wo doch die Reise vielmehr meiner Gesundheit hätte dienen sollen. Stattdessen füttere ich den Pechvogel mit der Brühe, die unsere Pensionswirtin auf mein Geheiß hin zusammengebraut hat, auf dass er bald wieder reisefähig sei und wir dieses Unglücksnest verlassen können. Ich hoffe, in gut drei bis vier Tagen wird es so weit sein.

Doch ich bin ungerecht! Villa San Giovanni's Hafen, an dem ich in kurzen Ausflügen meine tägliche Ration frischer Meeresluft zu mir nehme, ist recht hübsch gelegen. Und ich will nicht hadern, sondern auf Gott vertrauen, auf dass er mich baldmöglichst zu Dir führe, geliebte Friederike!

Küsse die Kinder von mir und empfangen von mir Tausende und Abertausende Küsse, Dein Dich inniglich liebender und sich nach Dir sehnender

Ernst

Post scriptum: Der unglückliche Kietz bat mich, Dich aufgrund der Verzögerung unserer Reise seinerwegen um Verzeihung zu bitten. Er gestattet Dir ausdrücklich, ihn nach unserer Rückkehr tüchtig auszuschelten ob seiner Unbesonnenheit. Ich empfehle stattdessen Weidenruten!

Post post scriptum: Rauch schrieb mir, er mache im Sommer Station in Dresden. Sollte ich ihn verpassen, bin ich der unglücklichste Mann der Welt. Falls es so kommt, dann empfehle mich ihm auf das Herzlichste.

PPPS: Habe ich Dir schon Küsse gesandt?